

en-  
sen-  
ig-  
m.

ur.  
s.



Collectanea:

1-5.

Preis 40 Pfg.

14.,

Gustav Frentag,

ein sozialer und kulturhistorischer Dichter.

Vortrag

von

Lie. Weber,  
Pfarrer in M.=Gladbach.

Preis = 0,40  $\frac{1}{2}$

*In dem Situations mit Gust. Frentag, O. Leisner  
etc. zusammen angesetzt zusammen. Weber  
hilt wenn für den von G. Frentag in Leipzig  
abdruck gezeichneten Situations ein.  
Verlag von H. G. Wallmann.*

IV.

Dieses Heft bildet zugleich der III. Serie 3. Lieferung von:

Sammlung  
theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen.

Unter Redaktion von Lie. Weber, Pfarrer, M.=Gladbach.

Preis 1 Serie von 12 Heften zu  $1\frac{1}{2}$ —2 Bogen im  
Abonnement Mark 2.—



# Gustav Frentag,

ein sozialer und kulturhistorischer Dichter.

---

## Vortrag

von

Lic. Weber,  
Pfarrer in M.-Gladbach.

---

Leipzig 1893.

Verlag von H. G. Wallmann.






Ihrer Majestät

der

Kaiserin Auguste Viktoria

ist diese Sammlung

allerunterthänigst gewidmet.







## Gustav Freytag.

Einer der beliebtesten unter den deutschen Schriftstellern der Gegenwart ist Gustav Freytag. Woher diese Beliebtheit? Wie ich meine, stammt sie aus der Verbindung einer begeisterten und begeisternden Liebe für Deutschland und deutsches Wesen mit einer Gabe realistischer Darstellung der Gegenwart und poetischer Veranschaulichung der Vergangenheit, wie sie nur wenigen Schriftstellern innerhalb Deutschlands und in den verschiedenen Nationen Europas verliehen gewesen ist. Dazu kommt ein feiner, gefeilter, nicht selten durch feine Ironie oder Humor belebter Stil. Andererseits geht ja eine gewisse Schwunglosigkeit der Weltanschauung durch alle Schöpfungen Freytags hindurch, die sich im Gegensatz zu dem oft flattrigen Geist des jungen Deutschlands herausgebildet hat, aber ihre tiefste Erklärung wohl darin findet, daß G. Freytag leider dem Standpunkt des positiven biblischen Christentums fern steht. Jedenfalls aber ist aus Freytag viel zu lernen, und manche Stunde reiner und schöner Erhebung des Gemüths ist im Lesen seiner Schriften zu finden. Ich möchte zu solchem Lesen anregen und bitte von vornherein um Entschuldigung, wenn meine schwache Skizze diesen Zweck nur ungenügend erreichen sollte. Kurz nur berühren wir zunächst G. Freytag's Thätigkeit als Dramatiker. Denn sein eigentlicher Beruf ist nicht das Theater, sondern der Roman. Als Kunstübung eines ausgezeichneten Talents haben seine Dramen Anklang gefunden; geht man aber von der höheren Idee des Drama's aus, die eine Vertiefung in die sittlichen Mächte der Wirklichkeit verlangt, so bleiben sie hinter ihrer Aufgabe zurück. Sein erstes dramatisches Werk war „die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen“ (1844), dem historischen Lustspiel zugehörig. Anmut und Wahrheit der Gestalten, naiver Humor, freie, lebendige Bewegung und hellstes Sonnenlicht der Poesie im Einzelnen können doch den Vorwurf nicht abschwächen, daß das Drama im Verhältnis zum Kern der Handlung zu weiterschweifig ausgearbeitet ist, und daß in dem raschen

Wechsel der Lose an einander gefädelten Szenen die Einheit des Interesses sich zersplittert. Aber die Figuren sind treuherzig, echt deutsch, und der Held des Stückes, der Hofnarr, kämpft mit Ironisieren des eigenen Gefühls gegen das Uebergewicht seines warmherzigen Idealismus, um nicht in falsche Empfindsamkeit zu verfallen. Er setzt die Narrenmaske auf, um den Ernst und die Innigkeit seines Auges zu verstecken. Dieser Kunz von der Rosen ist der Schlüssel zu Freytag's sämtlichen Charakteren. Saalfeld, der Gelehrte, Waldemar, Bolz und Fink sind weiter nichts als geschichtliche Vertiefungen dieses idealen Typus. Während nun aber die Brautfahrt in einer poetischen Zeit spielt, welche nie existiert hat, wird in dem folgenden Stücke Freytag's, der „Valentine“ (1846), die moderne Gesellschaft mit einer sicheren Künstlerhand und doch wie ein Maskenspiel gezeichnet. Der Gedanke, das Thema, welches in der „Valentine“ dargestellt werden soll, ist die Erlösung aus bedenklichen sozialen Verhältnissen durch eine wahre und innige Liebe. Die Valentine ist ein Charakter von bedeutender Anlage, aber in einem bedenklichen, dem Untergange nahen Stadium seiner Entwicklung. Und der sie erlösen soll, ist nun leider wiederum nur ein aristokratischer Dandy, der kein Gesetz des Handelns in seinem Inneren hat, sondern den Eingebungen seiner Laune folgt und dabei als deutscher Doktrinär über das, was er empfindet und empfinden soll, geistreich reflektiert. Daher hat die Anlage des Stückes so viel Gewagtes, und wenn man auch sagen kann, daß Freytag's Muse über alles Bedenkliche mit großer Glätte hinwegschreitet, so kommt man doch zu keinem reinen Genuß, weil man immer wieder durch Freytag selbst veranlaßt wird, an das Maskenspiel, das er uns vorführt, den sittlichen Maßstab des wirklichen Lebens anzulegen.

Mehr in den Ernst des wirklichen Lebens hinein führt „Graf Waldemar“ (1848). Während in der „Valentine“ die psychologischen Erscheinungen in der Luft schweben und man sie hinnehmen muß, ohne sie in ihrem Entstehen zu begreifen, werden sie in „Waldemar“ aus dem geschichtlichen Leben, aus den Sitten der Zeit hergeleitet. Waldemar ist Aristokrat und kann seine Kraft, seine hohe Stellung doch nicht auf folgerichtige Weise anwenden. So wird er verführt, seine Kräfte in übermütigem, zweck- und sittenlosem Spiel zu vergeuden und als Menschen- und Selbstverächter schließlich sich selbst aufzugeben.

Die Heilung dieses Kranken durch Gertrud, eine edle, schöne Natur-offenbarung, gelingt nach dem Ausgang des Stückes wohl nicht; die Aussicht der Georgine, den leichtsinnigen Grafen nach Beendigung der

Gärtneridylle in Paris wiederzusehen, wird von dem unbefangenen Zuschauer nur zu sehr geteilt. Statt im Guten oder im Bösen zu imponieren, ruft Waldemar in seiner Halbheit im ganzen Stücke nur die weichliche Stimmung des Mitleids hervor. Er hält sich für blasiert und ist es doch nicht, denn er hat noch Gewissensbisse, ist nicht die souveräne Natur, die sich von allen sittlichen Voraussetzungen gelöst, und das ganze Stück besteht so eigentlich aus einer Reihe von Beschämungen, denen er sich nicht entziehen kann, denen aber doch kein wirkliches Sichaufraffen folgt. E. M. Arndt's Spruch: „Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben“, findet auch auf Waldemar seine richtende Anwendung. Im Uebrigen aber liegt in der Bearbeitung ein wunderbarer Reiz. Die sogenannte gute Gesellschaft ist mit einer ironischen Naturwahrheit dargestellt, die etwas zermalmendes hat, und dabei waltet doch viel gute Laune. Selbst die leicht hingeworfenen Nebenfiguren haben eine bestimmte humoristische Physiognomie.

Der „Gelehrte“ von Freitag ist nur ein Fragment, ein halb novellistisch, halb dramatisch ausgeführter Stoßseufzer, in welchem der Dichter dunkel empfindet und zum Ausdruck bringt, daß er mit seiner Redlichkeit und Treue in die Gesellschaft, die ihn bisher fast ausschließlich beschäftigt, nicht hineingehört, daß er zum Volk, zu seiner Arbeit und seinen Sorgen hinabsteigen müsse, um das wirkliche Leben zu erfassen.

1854 erschien das prächtige Lustspiel Freitag's: „Die Journalisten“. Hier stehen wir nicht mehr innerhalb aristokratischer Kreise mit ihren Grillen und ihrem Haut-Gout, sondern mitten im bürgerlichen Leben, das von bewußten Zwecken getragen wird und sich nach strengen Gesetzen entfaltet. Eine Reihe prächtiger Menschen tritt uns entgegen, und gerade die komisch behandelten sind die besten, vor allen der wackere Piepenbrink, der trotz seiner närrischen Manieren und seines despotischen Wesens ein so warmes und redliches Herz hat, wie es nur je in der Brust eines Weinhändlers geschlagen, der empfindsame Bellmaus, trotz seiner lyrischen Sünden ein herzensguter Junge, ja selbst der ehrliche Schmock, bei dessen Bilde man trotz der grellen Farben dem Dichter die Teilnahme für seinen Helden abfühlt. Wenn auch die Begebenheiten keine große Spannung hervorrufen, so haben wir doch ein reich bewegtes Leben. In Bolz erkennen wir ohne Mühe die Charaktermaske der früheren Helden wieder, aber diese Maske hat ihren richtigen Lebensinhalt gefunden. Bolz macht auch der herkömmlichen Konvenienz, der Empfindsamkeit und Spießbürgerlichkeit gegenüber seinen tollen Uebermut geltend, aber er hat mehr Recht dazu als Saalfeld und Waldemar,

nicht bloß, weil er an Willenskraft und Verstand seinen Umgebungen überlegen ist, sondern weil er ein gutes Gewissen hat. Mit warmer Liebe schildert der Dichter die aufopfernde, dunkle und undankbare Thätigkeit derjenigen Journalisten, die für eine große Ueberzeugung arbeiten. Auf den Inhalt der politischen Gegensätze geht der Dichter nicht ein, wahrscheinlich um die bequeme Phraseologie zu vermeiden, mit der schwache Dichter die Armut ihrer Erfindung überdecken. Aber es spricht sich in dieser Scheu vor poetischer Parteinahme doch auch noch die Schule Wilhelm Meisters aus. Volz klagt einmal, daß seine journalistische Thätigkeit ihn an harmonischer Ausbildung hindere. Das bringt aber jede auf den Tag gerichtete Arbeit, jede bürgerliche Thätigkeit mit sich.

Auf ein ganz anderes Gebiet versetzt uns die letzte Dichtung Freytags, „Die Fabier.“ Freytag hat die Naivetät, welche zur Darstellung eines einfach-heroischen Zeitalters geeignet ist, aber freilich nicht vermag, sich auf die Höhe großer tragischer Konflikte zu erheben. Für das Kostüm dagegen, für die Treue antiker Denk- und Empfindungsweise ist diese Naivetät von unschätzbarem Wert. Immerhin ist eine solche antike Tragödie nur eine Studie, welche das Publikum der Gegenwart mehr oder weniger kalt läßt. Der Hauptheld der „Fabier,“ der alte Konsul, trägt ein ganz speziell römisch-patrizisches Geschlechts-Ehrgefühl zur Schau, welches wohl mit den Adelsbegriffen anderer Zeit verwandt ist, sich aber doch von ihnen unterscheidet. Als die jüngeren Glieder seines Stammes den Tribunen Sicanus, der sie beleidigte, ermordet hatten, führt er zur Sühne sein Geschlecht zum Opfertode gen Beji. Die Diktion des Stückes ist durchweg klar, einfach, frei von Schwulst, doch es fehlt ihr der Guß und Schwung, und gerade an den Stellen des Affekts und der Leidenschaft erscheinen die Wendungen der Helden am gesuchtesten und frostigsten.

Es ist zu sehr das pointierte, journalistische Element auch in der Dichtung bemerkbar. Und für die Tragödie, für die schwunghafte Hinzzauberung von Heldengestalten fehlt Freytag's Talent doch eben die Größe.

Freytag's eigentliche Begabung kommt erst in seinen Romanen zum Vorschein, zu denen wir jetzt übergehen wollen. Eine Fülle von Anschauung und Empfindung, ein Behagen an kleinen Zügen, eine gemüthliche Lässigkeit in der Verfolgung von Umwegen und Krümmungen machte Freytag für den Roman besonders geeignet.

Alle diese Eigenschaften kommen in dem Roman „Soll und Haben“ (1855) aufs glänzendste zum Vorschein. Ueber die Veranlassung zu

demselben giebt Freytag in der Vorrede folgende Auskunft: Herzog Ernst von Koburg-Gotha, sein Gönner, habe ihn an einem lachenden Maiabend auf Schloß Kallenberg über die Verwirrung der letzten Jahre, über die Mutlosigkeit und müde Abspannung der Nation und über den Beruf der Dichter gesprochen, gerade in solcher Zeit dem Volke einen Spiegel seiner Tüchtigkeit vorzuhalten zur Freude und Erhebung. Damals habe er den Plan seines Buches schon mit sich herumgetragen, und seit diesem Abend habe er den Wunsch gehabt, mit Seiner Hoheit Namen das Buch zu schmücken. Der Roman erklärt sich also aus jener Zeit, der Zeit der Reaktion. Er will, der politischen Verbitterung und Zerrissenheit entfliehend, das Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit. War doch andererseits auch nach einer Zeit politischer Erhitzung in den 50er Jahren eine gleichgültige Abspannung eingetreten. Man hatte sich abgearbeitet an Ideen und Empfindungen und Problemen aller Art. Ueber Staat und Kirche, über Herz und Welt war so viel in Vers und Prosa gedichtet worden, daß selbst strebsame Geister ideenmüde waren.

Der Rückschlag trat in der schönen Literatur mit „Soll und Haben“ ein. Den Dorfgeschichten „Jeremias Gotthelfs“ folgte die Stadtgeschichte.

Die breite Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft, der Handel und die Landwirtschaft, werden darin gefeiert. Der Roman stellt sich auf den volkswirtschaftlichen Standpunkt und schildert die kaufmännische Praxis, den Börsen- und Weltverkehr, den Woll- und Holzhandel, das Verhältnis der Landwirtschaft zur Industrie, des Kapitals zur Arbeit. Schon Schiller hatte darauf hingedeutet, daß eine ausschließlich ästhetische Bildung zum Verderben führe und hatte in seiner Glocke das Lob der Arbeit gesungen. In durchaus realistischer Weise thut dies Freytag in seinem Roman. Die Idylle des kaufmännischen Lebens wird uns vor Augen geführt, und alle akademischen Elemente mit ihrem idealen Schimmer sind ferngehalten. Aus diesem Grundgedanken des Romans erklärt sich auch die etwas einseitige Beurteilung des Adels und die schroffe Verurteilung der unsaubereren, schlechten, polnischen Wirtschaft, welche seiner Reinlichkeit liebenden Muse unerträglich ist. Aber ebenso widerwärtig ist ihr Weitel Izig, der Spekulant, dem jedes Mittel heilig ist, das zum Zwecke führt. Und der schöngeistige Salon des Bankier Chrenthal wird nicht minder in seiner hohlen Nichtigkeit persifliert. So die bürgerliche Prosa des Lebens verherrlichend, die solide bürgerliche Tüchtigkeit des christlichen Kaufmannsstandes mit seinem Fleiß und seiner Arbeit, diesen Güterquellen, welche das Volksvermögen vermehren, mußte der

Roman in einer gegen Ideen verstimzten Zeit, welche, in ihren großen Bestrebungen gescheitert, nur das Nächste und Erreichbare erreichen wollte, das höchste Aufsehen erregen. Gottschall sagt boshaft: „Soll und Haben schmeichelt den Vorzügen eines Standes, der dieser poetischen Verherrlichung so ungewohnt war, daß er, von ihr überrascht, dies poetische Palladium mit klingendem Spiel an seine Hausaltäre trug.“ Daß aber mit „Soll und Haben“ der Sieg des Realismus in der Literatur entschieden war, und daß es das gelesenste Buch im nächsten Jahrzehnt wurde, verdankt es doch auch der künstlerischen Trefflichkeit und graziösen Feinheit der Darstellung. Es ist eine Reihe von Genrebildern, die an einen beliebigen Faden gereiht sind, und die in ihnen hervortretende Genremalerei im Stil eines Watteau, Teniers, Ostade und Rembrandt und nach dem Vorbild eines Charles Dickens ist durch die Vorzüge eines feinen, gefeiltern, anmutig lächelnden Stiles von sauberster Durcharbeitung gehoben. Auch tritt die praktisch-national-ökonomische Tendenz keineswegs aufdringlich hervor. Das Buch ist eine solide Arbeit in jeder Beziehung. Es hat deshalb auch den Vorzug gehabt, in mehrere fremde Sprachen übersetzt zu werden.

Im Jahre 1865 erschien dann ein neuer Roman von Freytag: „Die verlorene Handschrift.“ Sie ergänzt das Gemälde der bürgerlichen Tüchtigkeit, welches uns „Soll und Haben“ entrollt, durch die Darstellung eines neuen Gebietes derselben. Es ist der Gelehrtenstand.

Die gemeinsame, von Pharisäismus nicht ganz freie Moral beider Romane ist die, daß die Berührung des tüchtigen Bürgerstandes mit dem Adel und dem Hofleben dem ersteren nur verhängnisvoll werden kann und zu einem Rückzug führen muß, der um so bewußter die Beschränkung auf den Kreis des eigenen Wirkens und Schaffens zur Lebensaufgabe macht. Eine Menge von sinnvollen, wenn auch nicht immer ganz richtigen Betrachtungen über Welt und Leben, namentlich über die Macht und Herrlichkeit der Wissenschaft enthält das Buch. Doch das Motiv der Handlung ist nur ein Lustspielmotiv, eine gelehrte Marotte. Mit feiner Ironie bringt der Dichter selbst die Korrektur dieser Marotte zu Wege — statt einer Handschrift findet der Held Weib und Kind. Im Ganzen krankt die verlorene Handschrift an dem Mißverhältnis zwischen der idealen Bedeutung und der allzu beschränkten Situation, welche sie darstellen soll.

Wir kommen zu Freytags letzter und größter Periode. Infolge der Stärkung des nationalen Bewußtseins nahm der Realismus eine geschichtliche Häutung vor und dehnte seine Darstellungsweise auf Kultur-

bilder deutscher Vergangenheit aus. Eine Vorstudie zu den „Ahnen“ bilden die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit.“ Sie haben das Interesse der weitesten Kreise auf die Sittengeschichte des deutschen Volkes hingelenkt. In lebensvollen Bildern zeichnen sie uns die Römerzeit, das Christentum unter den Germanen, die Zeit der Merowinger, Karl den Großen, das Klosterleben im zehnten Jahrhundert, das Volksleben um das Jahr 1100, die Königswahlen, die Kreuzzüge, die Hohenstaufenzeit, das Rittertum im 13. Jahrhundert, das Leben in den Dörfern von 1200—1500, Rudolf von Habsburg und die Luxemburger, das Leben und Treiben in einer Stadt nach 1300, die Besiedelung des Ostens (Schlesien und Preußen), die Herrlichkeit der deutschen Hanse, Krieg und Fehde im 14. und 15. Jahrhundert, die Hussitenkriege, das Leben am Fürstenhose und beim Adel, die frommen Landsknechte und die fahrenden Leute, die fahrenden Schüler; weiter Doktor M. Luther und die deutschen Fürsten auf dem Reichstage, das Leben in einem Gelehrtenhaushalt und in einem Patrizierhause, sowie beim deutschen Landadel im 16. Jahrhundert, die Waffenfeste des Bürgers und die deutschen Vorstellungen vom Teufel; dann das Jahrhundert des großen Krieges mit seinem Heer, Soldatenleben und Sitten, den Dörfern und ihren Geistlichen, den Städten, dem Leben am Hofe und beim Adel, den Jesuiten und Juden, den Rippern und Wippen, den Gaunern und Abenteurern; endlich die Zeit von 1700—1848, die Stillen im Lande, die Aufklärung, das Heer vor Friedrich dem Großen und den Staat Friedrichs des Großen, das Fortgehen deutscher Kultur, die Lehrjahre des deutschen Bürgers, die Zeit der Zerstörung und Erhebung, die Zeit der Reaktion und den Anbruch einer neuen Zeit. Freytag schließt seine Betrachtungen mit den Worten: „Wir meinen, für den Deutschen ist jetzt die Zeit gekommen, wo seine Seele über die Vergangenheit des eigenen Volkes dahin fliegen darf wie die Lerche am Frühlingmorgen über den dämmerigen Grund. Frohlockend fühlen wir, daß wir etwas werden, wir begreifen jetzt, wie wir geworden sind, und wir vermögen in den zweitausend Jahren unseres geschichtlichen Lebens eine Weisheit und Vernunft zu ahnen, deren Walten uns glücklich macht.“ Namentlich die Porträts großer Männer sind von Freytag mit seiner Kunst entworfen, und einzelne Epochen, wie die des dreißigjährigen Krieges, sind ganz ausgezeichnet geschildert. Durch die geschickte Gruppierung der einzelnen Aufsätze wird der Eindruck des Fragmentarischen vermieden und der einer durchgängigen Entwicklung festgehalten. Diese schönggeistige Vermittlung der strengen Wissenschaft mit dem Geschmacl des großen Publikums hat unleugbare Verdienste.

Von den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ hat G. Freytag dann den weiteren Schritt zum historischen Romane gethan in seinen „Ahnen“. Der historische Roman des 19. Jahrhunderts hat in unserer National-Literatur eigentlich keine Vorgänger; nur die Ritterromane könnten für seine Vorläufer gelten. Der berühmte Schotte Walter Scott hat diese Romangattung für ganz Europa geschaffen. Scott war der Erste, welcher der entzückten Welt zeigte, welche Goldgrube voll wahrer Poesie die Geschichte ist. Abgesehen von Shakespeare hatte kein Anderer vor ihm es wie er verstanden, dem Leser eine historische Begebenheit oder eine ganze Geschichtsperiode in ihrem eigentlichen Charakter mit plastischer Anschaulichkeit vor Augen zu stellen.

Der historische Roman will ja ein Kulturgemälde der Vergangenheit entrollen. Er beschäftigt die Phantasie in angenehmer Weise, indem er sie ganz aus dem Kreise des gegenwärtigen Lebens herausreißt und das Leben untergegangener Geschlechter vor uns aufbaut. Wie Herculanium und Pompeji, so taucht die Vergangenheit aus Schutt und Trümmern der Vergessenheit vor uns auf. Der Roman-Dichter beseelt gleichsam die antiquarische Forschung, und wie uns ein eigentümlich anheimelndes Gefühl durchzieht, wenn wir durch die Gassen einer altertümlichen Reichsstadt daherziehen, wenn der Mond die Erker und Gassen und plätschernden Brunnen bescheint, so geht es uns auch im historischen Roman. Derselbe will aber auch in die Seele der vergangenen Zeiten einführen. Wenn nun die Gesamtheit dessen, was man Literatur nennt, gleichsam ein Tagebuch der Volksseele bildet, so hat G. Freytag in den „Ahnen“ versucht, einige Blätter aus diesem Tagebuch uns vor Augen zu stellen, uns die deutsche Volksseele in ihren durch die Jahrhunderte hin sich wesentlich gleichbleibenden Grundelementen im Spiegel der Dichtung zu zeigen. Welches sind diese Grundelemente? Neben lebensfroher Hingabe an die Wirklichkeit und Freude an dem Kleinen, Engbeschränkten ein gewaltiger Drang nach dem Geistigen, Uebersinnlichen, das diese Wirklichkeit überfliegt; Tiefe des Gemüths, Ringen nach sittlichen Idealen, innige Vertiefung in das Göttliche, und daneben wieder eine Rauheit und Wildheit, eine unbändige Kampfeslust, eine Verbtheit, die den Frieden der Seele zerstört; die Treue gegen freierwählte Führer und gegen gottgesetzte Obrigkeit, aber auch wieder ein Freiheitsfönn, der alle Schranken durchbricht, als Hauptschatten aber in diesem Bilde die leichte Empfänglichkeit für das Fremde, die sowohl im staatlichen Leben gar oft zum Fluche geworden, wie auch das geistige Leben sehr häufig von eigenartigen, deutschen Zielen abgelenkt hat. So werden uns die



Deutschen ja schon in den Anfängen ihres geschichtlichen Auftretens geschildert: als ein trotziges, freiheitliebendes, aber zugleich treues und keusches, lebens- und todesmutiges Volk, vom Landbau und vom Schwerte lebend, ausschweifend nur in den Freuden der Tafelrunde und im Spiel, ihre Frauen ihnen ebenbürtig, in denselben etwas Heiliges und Ahnungsvolles. Die Bedeutung der „Ahnen“ nun wird von Freytag selbst mit folgenden Worten geschildert: „Das Werk soll eine Reihe frei erfundener Geschichten enthalten, in welchen die Schicksale eines einzelnen Geschlechts erzählt werden. Es beginnt mit Ahnen aus früher Zeit und wird allmählich bis zu dem letzten Enkel fortgeführt werden, einem frischen Gesellen, der noch jetzt unter der deutschen Sonne dahinwandelt, ohne viel um Thaten und Leiden seiner Vorfahren zu sorgen. Das Buch will Poesie enthalten und gar nicht Kulturgeschichte.“ „Um Menschen der Vergangenheit für die Poesie zu verwerten, muß man (freilich) ein ähnliches Geschick erweisen, wie der Uebersetzer aus fremder Sprache. Auch haben die alten Ahnen eine unbequeme Bornehmheit; sie wenden dem modernen Enkel nur ein gewisses Maß von menschlichen Empfindungen zu, sie gestatten ungern, lange in ihrer Gesellschaft zu weilen, und sie zwingen den Schaffenden nicht selten, auffspringende Laune stilvoll zu bändigen.“ Man kann auch von den Ahnen sagen: Freytag ist nicht reich und schöpferisch in der Erfindung von Situationen und Charakteren; es wiederholen sich bei ihm im Wesentlichen dieselben Typen; aber er weiß dies geschickt unter einem bunten Wechsel der Draperie zu verbergen. Unrecht ist es, wenn Gottschall meint, Freytag habe nur wie ein beliebiger Zeichner Illustrationen zu der Geschichte gegeben, und daß er ein Bündel seiner Erzählungen als einen großen, zusammenhängenden Roman herausgegeben, sei nur eine mißbräuchliche Anwendung des Romantitels gewesen. Man wird dem cyklischen Roman sein Recht nicht bestreiten dürfen, wenn es so wie hier die Einheit der Volksseele ist, die in den verschiedenen Gestalten zu Tage tritt. Ein männlicher, gereifter Geist spricht aus diesem Cyklus, und einzelne Teile sind von großer Schönheit, wenn sich auch der moderne Dichter nie ganz selbst vergessen kann. Ihren Erfolg verdanken Freytag's Ahnen neben ihrem inneren Wert aber auch einem praktischen Zuge unserer Zeit, für den sich kein besseres Motto finden läßt als das Horazische *utile cum dulci*. Man will sich in seinen Mußestunden zerstreuen, unterhalten, die Phantasie anregen und beschäftigen; doch man will zugleich auch lernen, sich bilden, seine Kenntnisse vermehren. Das Studium größerer Geschichtswerke verlangt eine Zeit und geistige Anspannung, welche man nicht aufzuwenden bereit

und im Stande ist. Wie bequem daher, in romanhafter Fassung den Kern des geschichtlichen Inhalts zu genießen. Doch gehen wir nun auf das Einzelne über.

Der erste Band führt uns in das Jahr 357 und stellt uns in Ingo einen königlichen Helden, einen Sohn der Götter vor, dem aber das Schicksal trotz solcher hohen Abkunft nur viel Leid und Kampf bescheert hat. „Müde bin ich“ — spricht er in schwerer Stunde — „meines Erdenlooses, verleidet bin ich jedem Gastfreund, elend überall, gleich einem tollen Wolfe gehezt von Hof zu Hof, verächtlich wird mir solches Leben, denn eines besseren Schicksals fühle ich mich wert.“

Die deutsche Treue und Mannhaftigkeit werden uns in gewaltigen Bildern vor Augen geführt, aber auch der Einfluß des römischen Geldes, das die Treue fälscht. Da sagt Bisino, der König der Thüringe: „Worin liegt Königsmacht, wenn nicht im Schatze? Wie kann ich der Begehrlichen Sinn festhalten und ihren Treuschwur gewinnen, wenn ich ihnen nicht von dem fremden Metall spende? In meinem Lande haben es Wenige und Alle fordern es, woher soll ich's holen, wenn ich's nicht von den Fremden erkaufe?“

Italien übt seinen sagenhaften Zauber schon bis zu den Thüringischen Bergen. „Wundervoll soll der Römer Land sein, alle Häuser von buntem Stein, das ganze Jahr mildes Sonnenlicht und im Winter grüne Erde; der süße Wein gemeiner als Dünnbier, von Silber die Sessel und Bänke, die Mädchen tanzen im Goldschmuck und seidenem Gewand und der Krieger ist ein Herr der ganzen Pracht.“ So malt sich ein Wolf Italien aus. Und Fürst Arnswald, der Herr der freien Thüringe am Berge klagt: „Die welsche Sitte schleicht wie eine Pest durch unsere Thäler, sie hat die Burgen der Könige mit Uebermut gefüllt. Auch unsere Herren möchten im Purpurkleide prangen und schurkische Leibwächter füttern, die ihr Messer dem freien Mann in den Rücken stoßen, wenn sein Antlitz ihrem Herren verleidet ist.“ Aber noch gilt auf der anderen Seite die Treue freier Gefolgsmänner, wie sie vor allem Ingo's, des Flüchtlings, Genossen beweisen. „Um meinetwillen“, sagt Ingo stolz, „wichen sie aus der lieben Heimat, auch sie haben nicht Eltern, nicht Freunde, nur einander sind wir Blutbrüder auf Leben und Tod, und unser Stolz ist, daß wir uns einer den andern ehren und Glück und Leid teilen, solange wir heimatlos über die Männererde wandern. Auf ihren treuen Herzen allein steht der Königsstuhl des armen Ingo.“ Ingo gewinnt kein dauerndes Glück. Auch seine Liebe zu Irmgard, welche der Vater einem Andern aus dem Geschlechte seiner Frau gelobt hat, wird zum

Quell des Unheils für ihn, und er geht nach kurzem, seligen Glück, heldenhaft den Feinden unterliegend, wie ein echter Göttersohn in den Tod. „Hörst du die oben rufen?“ murmelt der Sterbende, während der Donner über der brennenden Halle hinwegrollt. „Halte mich, Ingo,“ ruft Irmgard. Ein flammender Blitzstrahl erfüllt die Halle, ein Wetterschlag dröhnt, die Balken des Daches brechen zusammen. Draußen schießt auf die betäubten Mannen der feindlichen Königin der Hagelschauer, die Eisstücke schlagen auf Helm und Panzerhemd. „Die Götter laden ihren Sohn zu sich in den Saal“, schrie die Königin und verhüllte ihr Haupt in den Mantel.

Man hat Freytag mit Recht einen etwas manierirten Stil und verzwickte, undeutsche Wendungen in diesem Bande vorgeworfen, aber dennoch wird sein Werk länger den Wert behalten und deutsche Herzen erfreuen, als unzählige andere Romane. Denn Ingo ist der deutsche Jüngling als Idealfigur im Stil des Siegfried, und er kehrt in den folgenden Bänden wieder als Ingraban, Immo, Ivo. Nur durch eine gewisse kulturhistorische Masquerade hüllt er sich in andere Kostümfarben.

Gemeinsam ist ferner allen Bänden der „Ahnen“, um diese Vorbemerkung hier nachzuholen, die feine und vorsichtige Zeichnung. Es ist wie ein Kupferstich oder auch wie eine Bleistiftzeichnung, was uns hier vor Augen tritt. Die Umrisse der Köpfe, Figuren und Gruppen sind mit großer Sauberkeit zu Papier gebracht. Dabei herrscht ein künstlerisches Maß in der Darstellung, eine Feinheit in der Auffassung und eine Trefflichkeit der genrebildlichen Schilderung, wie sie wenigen Büchern eigen sind. Auch die Naivetät ist hin und wieder von köstlicher Frische. Und speziell im „Ingo“ haben viele Szenen einen frischen Zug und Schwung. „Ingraban“ versetzt uns ins Jahr 724 und führt uns die Heldengestalt des Bonifazius, des Organisations der katholischen Kirche in Deutschland, vor Augen. Freytag läßt ihn sich selbst und sein Werk mit den Worten schildern: „Mir wurde (von Gott) offenbart, was dem Menschenvolke Rettung bringt, eine neue Zucht für die Zuchtlosen und neue Vereinigung für die Verfeindeten. Geschwunden ist die Herrschaft der Römer, aber zu Rom wohnt jetzt der fromme Nachfolger der Apostel. Er soll werden zu einem oberen Richter aller Herzen und Gewissen und soll auf der Erde walten als der große Häuptling des Himmelskönigs. Wir aber sollen ihm alle ebenso im Glauben dienen, wie den Königen und Häuptlingen in weltlichen Werken. Und mein ist das Amt, die Völker der Erde zu seinem Dienst zu führen, Friesen, Sachsen, Hessen, Thüringer, und wenn mir der Herr gnädig ist, auch die wilden Horden, welche sich

Wenden nennen. Den Frieden meines Gottes will ich Allen bringen. Einheit der Lehre soll auf Erden sein und Einheit im Gehorsam, damit auch Einheit in der Liebe werde.“ Neben dem Wirken des Bonifazius und mit ihm sich verschlingend geht die Geschichte der Liebe des Ingram und der Walburg her. Die fromme, in Liebe sich opfernde Christin überwindet den wilden Sinn des Heiden, da sie zu dem Verstoßenen in den Wald hinausgeht, um für ihn zu sorgen, wenn sie es vermöge. Ergreifend ist der Schluß des Bandes, des Bonifazius Auszug zu den Friesen. „Dem großen Himmelsherrn will ich die Frage stellen, ob ich noch länger Diener eines Dieners sein soll, oder ob er den müden Alten fortan würdigt, ihm selbst zu seinen Füßen zu sitzen. Meinen letzten Kriegszug meine ich zu thun.“ Bonifazius empfängt ohne Gegenwehr an dem Flüsschen Borne den Todesstreich. „Thut ab Krieg und Kampf, denn der Tag ist gekommen, den wir lange ersehnten.“ Und mit ihm fällt Ingram, der einst auf der Reise in das Land der Thüringe sein Führer war. Er dachte in seiner letzten Nacht noch einmal an das ganze glückliche Leben, das er mit seiner Hausfrau geführt, an die blühenden Kinder, die jetzt daheim in Frieden schliefen und die er so herzlich lieb gehabt, an seine ruhmvollen Kriegsfahrten und das Lob seiner Streitgesellen. Dann aber tritt er beim Eindringen der Heiden mit ausgebreiteten Armen vor den Bischof und empfängt die Todeswunde.

„Das Nest der Baunkönige“ versetzt uns in das Jahr 1003 und beginnt mit dem Leben im Kloster Hersfeld oder Herolfsfeld. „Türme und hohe Kirchgiebel, um diese herum eine große Zahl von Gebäuden aus Stein und Lehm, deren wettergraue Holzdächer wie Silber in der Mittagsonne glänzten. Was man Kloster nannte, war in Wahrheit eine feste Stadt geworden, durch Mauern, Pfahlwerk und Graben von der Ebene geschieden.“ „Länger als 200 Jahre hatten die Brüder mit Art und Pflug gegen den wilden Wald und das wilde Kraut gekämpft, hatten unermüdlich die Halmfrucht gesäet, Obstbäume gepflanzt und Weingärten gehegt. So waren sie allmählich große Landbauer geworden, nach Tausenden zählten sie ihre Hufe, ihre zinspflichtigen Höfe und die Familien der unfreien Arbeiter.“ Wir werden hineingeführt in das Leben der Mönche, ihr Handwerk und ihre Kunstfertigkeit, ihre Feldarbeit und ihre Mahlzeiten, vor Allem aber in die Klosterschule, wo die Schüler „zu übermütigen Weltgeistlichen,“ wie Tutilo sagt, erzogen werden, und wo an der ersten Bank nur Söhne von Edlen, meist Thüringe und Hessen, sitzen, trotzige Knaben darunter, die sich ungern fügen, im Kloster zu dienen. Hier wächst auch der Held der Geschichte,

Immo, der Thüring, heran, der durch seinen Freiheitsstolz das ganze Kloster in Aufruhr bringt, weil er nicht Feder und Gebetbuch halten mag, sondern lieber Schildrand und Rosseszügel. Als freier Mann will er in dem Erbe seiner Väter schalten. So muß denn das Kloster ihn entlassen, und er wird als Bote des Abtes zu König Heinrich geschickt, welcher gerade damals mit seinen Widersachern um die Krone kämpft. Dann wird uns Immos Reise geschildert: die Enttäuschung seiner Mutter, der Zwiespalt mit den Brüdern, das Wiederzusammentreffen mit der Grafentochter, die er zuerst als gefangener Klosterschüler geschaut und die er schon damals liebgewonnen, und endlich das Stoßen zu König Heinrichs Heer. Der König zeigt ihm das Geheimnis seiner Politik, wenn er sagt: „Dem Könige sind die Bischöfe, die er einsetzt, die treuesten Diener.“ Denn „er hat nicht nötig, bei ihnen — wie bei den weltlichen Grafen — die harten Nacken eines Geschlechtes zu beugen, welches seine Herrschaft widerwillig erträgt.“ Und der König kennt eben höhere Siege als mit Schild und Schwert, indem man die Seelen der Helden und der anderen begehrliehen Menschen bezwingt, damit man ein Herr wird über sie. Immo hat nun, trotz aller Kriegs- und Siegesthaten, trotz alles Glücks und aller Tapferkeit doch denselben tragischen Zug in seinem Leben wie alle seine Vorfahren. Mißverständnis und Argwohn, Undank und Haß, dann die eigene vorschnelle That, der Raub der Hildegard, führen ihn fast bis an den Rand des Verderbens und mit ihm sein Geschlecht. Unvergleichlich schön ist das Gericht des Königs geschildert und die Standhaftigkeit eines Immo. „Wenig liegt mir am Leben, da ich doch Alles verloren habe, worauf ich hoffte; aber ein Vasall werde ich nicht.“ „Mein Geschlecht saß seit der Urzeit auf diesem Grunde. Nicht vom König und nicht von der Kirche stammt unser Recht, sondern von der milden Himmelssonne selbst erbatene meine Ahnen ihr Eigen, bevor König und Kirche im Lande herrschten.“ Er siegt durch seine Standhaftigkeit und durch die Treue seiner Brüder. Nach langer Irrfahrt endet Alles in Glück und Frieden.

Zwei Jahrhunderte später — in der Zeit des Rittertums und des Minnedienstes — spielt der folgende Band. Das Rittertum ist bekanntlich in der Zeit der Kreuzzüge zur Blüte gekommen. D. von Leizner schreibt darüber: Fern im Osten winkten dem kühnen Streiter Glück, Ruhm, Reichthum. Dort konnte er wetteifern mit der Blüte der Ritterschaft aus allen Ländern. Der deutsche Ritter sah bei dem französischen Vorbilder feinerer Lebenssitte und größerer Weltbildung. Alle Adligen aber fühlten sich als Krieger wie als Vornehme verwandt. Es ent-

wickelten sich allmählich bestimmte ritterliche Pflichten: Waffenfreundschaften, in denen der Schwur der Treue unverletzlich galt; Kampf gegen Ungerechtigkeit, Schutz der Schuldlosen und besonders der Frauen. So begann sich ein idealer Gedanke mit dem Begriff des Rittertums zu verbinden; „Ritter“ wurde eine Würde, zu welcher der junge Sohn aus edlem Hause erzogen wurde. Mit dem Rittertum hängen dann die Turniere oder Waffenspiele zusammen, die ebenso, wie die ritterliche Sitte und das adlige Wesen im Verkehr, von Frankreich aus zu uns herüber kamen. Die Lust an diesen Vergnügungen nahm mit dem Sinken des streng ritterlichen Sinnes zu; es wurde nach der Mitte des 13. Jahrhunderts eine Liebhaberei, die manchem Ritter sein Vermögen kostete. Der Ritter jener Zeit war aber glücklich, für seine Frau (=Geliebte) eine Lanze im Turnier brechen, ihre Farben tragen zu dürfen.

Zu dem Turnier tritt als weitere ritterliche Übung der Minnegefang. Denn in dieser Zeit — sagt D. von Leizner — gehörte es zur feinen ritterlichen Bildung, neben der Kunst der Waffen und der höfischen Sitte auch die Kunst des Gesanges zu pflegen. Wenn die Kaiser und Fürsten große, glänzende Feste gaben, so fehlten die Dichter nicht, und gaben neben den edlen Frauen dem äußeren Prunk eine höhere Weihe durch ihre Lieder. Langsam, etwa von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an hat sich der Minnegefang erhoben und erreicht am Beginn des dreizehnten seine glänzende Höhe. Das deutsche Gemüt und die deutsche Phantasie waren durch die Zeit der Kreuzzüge zu neuer Blüte gebracht, und die Liebe wurde die Muse des Zeitalters, wurde die strahlende Sonne, die einen Liederfrühling aus den deutschen Herzen zauberte, einen Frühling von Glanz und Duft. Das Zeitalter war erfüllt von heißen Kämpfen, nach denen selbst kriegsfrohe Naturen Erquickung suchten. So trat zum ernstesten Waffenwerk die Pflege der Kunst als ein versöhnender Gegensatz, welcher tief im Wesen der Zeit wurzelte. Es war ein verhältnismäßig reiner Geist, der sich in dem Minnegefang der ersten Zeit offenbarte, trotzdem die Verehrung durch das Lied fast stets verheirateten Frauen galt. Es war ein Gesetz, den Namen der Frauen niemals zu nennen; ein Sänger möchte seine Dame wegen ihrer Härte gern vor dem Kaiser und dem Papste verklagen, aber es helfe nichts, da er ihren Namen verschweigen müsse. Oft sendeten die Minnesänger der Frau, die ihnen teuer war, ihre Gedichte durch Boten zu, etwa durch fahrende Spielleute, die das Lied vorsangen oder es schriftlich aufgezeichnet überbrachten. Neben der Liebe ist die Natur Gegenstand dieser Lyrik. Die Dichter preisen den Lenz und den Sommer, sie

freuen sich des grünen Angers, der blühenden Rosen, der Nachtigall, die in Busch und Wald flötet, lockt und klagt. Auch ihre Liebeslieder beginnen sie in der Blütezeit meist mit einer kurzen Naturschilderung mit der Schönheit und Lust des Sommers, der die Vögel singen, die Rosen blühen macht, oder mit der Dede des traurigen Winters, um dann auf die Aehnlichkeit oder den Unterschied zwischen jenen und ihren Gefühlen einzugehen. So D. von Leizner über den Minnegesang. Auf diesem Hintergrunde spielen die „Brüder vom deutschen Hause“. Gottschall nennt sie die blasseste von allen Erzählungen in den „Ahnen“, aber wir können ihm darin nicht Recht geben. Wie trefflich ist darin doch der Hof von Ingersleben, ein Henner, der treue Marschalk, ein Godwin, der alte Kämmerer, ein Nikolaus, der Sänger und Schreiber und ein Luz, der jugendliche Genosse, der auf Ivo's Hof erzogen ist und aus welchem Ivo einen Mann gemacht hat, der eben deshalb aber im Morgenland wartet, bis sein gefangener Herr zurückkehrt, geschildert. Wie treffend und klar steht in dem Dorfrichter die markige deutsche Bauernkraft vor uns, die nicht gewöhnt ist, ihren Nacken zu beugen! Wie wird in Friderun uns die treue deutsche „Magd“ im mittelalterlichen Sinne dieses Wortes gezeichnet, die großherzig den Gespielen der Jugend, den geliebten Mann aufsucht, als er im Morgenland ein Gefangener ist. „Einer reinen Magd gelingt auf Erden, was einem starken Manne versagt ist, und sie ist begradigt vor anderen Menschen, daß die Argen sie scheuen und die Gefahr von ihr weicht und die liebe Sonne freundlicher auf ihrem Wege scheint, als vor Anderen.“

So rettet Friderun Ivo, wenn auch nicht aus den Händen der Feinde, so doch, wie wir nachher sehen werden, für seine wahre Bestimmung.

Und diesen Kleinen gegenüber der Landgrafenhof und der Kaiserhof! Der Landgraf Ludwig voll Herrenstolz, scharf, hart, gewaltiam, eigennützig, wo es galt, seine Herrschaft zu vergrößern; ein heißer Wettertag wäre sein Leben für den Kaiser und das Reich geworden, wenn er länger gelebt hätte, denn höheren Preis als jeder andere erzwang er vom Kaiser, als er das Kreuz auf sich nahm. Aber er ist auch wieder redlich und gutherzig in seinem Hause, gegen die Getreuen und gegen das arme Volk. Und daneben die fromme Else, so mild, so freundlich, ihrem Gemahle treu und allen Menschen hold, und auch unter dem Joch ihres Beichtvaters doch die Fürstin nicht ganz vergessend. Im Sommer 1226 steigt sie jeden Tag von der Wartburg nach Eisenach herab, dort lodert das Feuer in vielen Kirchen, für welche sie sorgt, und vielen hun-

dert Notleidenden wird dort täglich die Kost bereitet. Aus den Scheunen und Ställen ihres Gemahls läßt sie herbeifahren, was sie vermag. Ihr Herz ist ganz aufgelöst von Angst und Mitleid, sie sitzt selbst bei den Kranken in den Siechhöfen, fastet und büßt in härenem Gewand, um den Zorn des Himmels von ihrer Landschaft abzuwenden. Das letzte Mal im Buch erscheint sie zu Marburg in Nonnentracht, der rosige Schimmer ihrer Wangen ist geschwunden, ihr Leib hager von Gram und strengen Büssungen, und ihre Augen strahlen in dem Glanze, welcher zuweilen das Antlitz des Menschen verklärt, wenn ihm nur noch ein kurzes Leben bestimmt ist.

Und neben der Landgräfin eine Hedwig von Meran, die spottend über Else die Achseln zuckt: „Sie liebt ihren eigenen Hauswirt,“ die an den ungeliebten Mann weggegeben ist und nun von einem Ivo, dem Jugendgeliebten, sich dienen läßt. Ergreifend ist die Zusammenkunft zwischen ihr und Friderun geschildert, als diese ausgegangen ist, Ivo zu retten. Vor Freuden weint die Fürstin über die Kunde, daß Ivo lebe, und greift in die Saiten und spielt Herrn Ivos Weise. „Wann hat er dich zum letzten Mal geküßt?“ fragt sie dann lächelnd die Magd. „Nimmer, seit ich heranwuchs,“ ruft Friderun gekränkt. Beide schwiegen und betrachteten einander mit geröteten Wangen. Aber Hedwig erreicht das Ziel nicht, was sie gesucht. Friderun bleibt der Sieg.

Wir kommen nun zur Schilderung des Kaisers Friedrich II. und hören zunächst Frideruns Klage an ihn und wider ihn: „Wir harren vergeblich auf den höchsten Herrn der deutschen Erde, der über Recht und Frieden waltet. — Auf dem Berge steht der Baum, an welchen der Kaiser seinen Heerschild hängen soll. So verkünden die Alten. Manche behaupten, daß dieser Kaiser längst gestorben sei und nur noch als Geist in der Tiefe des Berges hause.“ So die deutsche Magd zu ihrem Kaiser, und durch ihren Mund die Bauern aus Thüringen. Friedrich II. ist ja eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der ganzen Reihe der deutschen Kaiser. D. von Leizner schreibt von ihm: In ihm waren die Gegensätze zweier Welten vereint: südliche Schönheit und Sinnenfreude mit dem Kampfesmut des Nordens; eine rege, der Kunstpflege zugewandte Phantasie, Freude an der Naturgeschichte der Vögel, astrologisches Träumen, und daneben eine gewisse unbändige Rohheit; Edelmut und Milde neben Grausamkeit. Die Schönheit seiner Gestalt und die südliche Feinheit seiner Formen gewannen ihm bei seinem ersten Auftreten in Deutschland im Sturme alle Herzen. Sein Plan war, zuerst den Süden ganz zu demütigen und dann auch die Macht der



deutschen Großen zu brechen. Aber er war und blieb zu sehr Südländer, um in Deutschland seine bleibende Stätte aufschlagen zu wollen. Einen Kreuzzug unternahm er unter dem Bann Gregors IX. ohne innere Begeisterung, denn er war kein eifriger Christ, am wenigsten im Sinne des Papstes. Wohl setzte er sich in Jerusalem die Krone auf's Haupt, aber er kümmerte sich nicht viel um die Sicherung des Erworbenen. Er ward wieder der alte, heitere Lebemann, pflegte Wissenschaften und Poesie, selbst schreibend und dichtend, und sammelte um sich Troubadours, die ihn besangen. Daneben war er auch thätig, die Gesetzgebung für seine italienischen Staaten zu regeln. Aber der Freiheitsdrang der Städte war zu groß, schon regte sich der republikanische Geist, und in Deutschland riß, während der Kaiser im Süden lebte, die Unordnung nach allen Richtungen des öffentlichen Lebens ein.

Die großen Fürsten verfolgten alle selbstsüchtigen Ziele. Die Sonderbestrebungen aller Stände wurden immer mehr entfesselt. Das Recht des Stärkeren trat in den Vordergrund. Damals war es auch, wo die Horden der Mongolen gegen die Ostgrenzen des Reiches anstürmten und Schlesien überschwemmten (1241), wo aber eine kleine Schar von Helden an der Razbach sie aufhielt. Ein neuer Anstoß deutschen Wesens und deutscher Kultur erhob sich im Nordosten, wo die Kämpfe mit den heidnischen Preußen den deutschen Orden zu einer Macht erstarken ließen. Friedrich's II. Ende war tragisch, aber verdient, denn er hatte nicht vermocht, seine Gaben auf ein Ziel mit starkem Willen hinzulenken, er, der genialste, wenn auch nicht der volkstümlichste Fürst des Hohenstaufenhauses.

Trentag schildert ihn in seinen hochfliegenden Plänen, in seinem kühnen Geist, aber auch in seiner Zwiespältigkeit und Zerrissenheit. Gottschall meint zwar, der Charakter habe nur in einer Szene einen Zug von Größe; aber sollte er darum nicht doch getreu gezeichnet sein? Der Meister des deutschen Ordens schildert den Kaiser mit den Worten: „Drei Kronen schweben über seinem Haupte, aber sein edler Geist erträgt nicht ohne Schaden diese irdische Verklärung; ihm schwillt das Herz bei dem Gedanken an die Majestät und den Pomp seines Amtes. Jetzt bleibt er vom Kreuzzug zurück, weil er die Hoffnung hegt — wahrlich eine unsichere Hoffnung —, im nächsten Frühjahr der staunenden Welt von hohem Gerüste großartige Worte zu verkünden. Schon heute freut er sich des Tages. Alles, was dazwischen geschehen muß, erscheint ihm gering gegen diese Verkündigung vor dem Volke. Er ist ein weiser und kühner Herr, und doch leidet er durch geheimen Schaden. Ihm

ist in die Wiege gelegt, daß er elf Stunden des Tages klüger, stärker und größer sein soll als wir anderen alle, die zwölfte Stunde aber ein unartiges Kind.“ Ahnungsvoll klingt sein Ende an, wenn Hermann von Salza Ivo erzählt, wie er das letzte Mal über die Alpen nach Deutschland gekommen sei — ohne Heer, 30 Kameele trugen ihm Kisten nach, darunter einige mit Gold gefüllte für die deutschen Fürsten. „Und doch wird seine Herrschaft im Reiche allmählich schwach und zu eitlen Scheine. Er ist so stolz auf die Majestät seines kaiserlichen Amtes und doch wurde sein Schicksal, daß er sich selbst die Wurzeln seiner Herrschaft zerstören muß.“

Und nun blicken wir auf Ivo, den Helden der Erzählung. Er charakterisiert sich selbst, wenn er dem Kaiser sagt: „Wenig hab' ich bis jetzt um Gut und Eigen gesorgt. Bevor ich das Kreuz auf mich nahm, diente ich in freiem Jugendmut da, wo mir mein Herz gebot.“ Er ist ein echter deutscher Gefühlsmensch mit deutscher Einfachheit und Gemütsinnigkeit, aber es fehlt ihm der berechnende und irdisches Gut pflichtmäßig zusammenhaltende wie vermehrende Verstand. Er ist zu sehr der sorglose Idealist, während ein Herrenhof, wie Friderun treffend sagt, Hände bedarf, die sparsam zusammenhalten, denn, wo viele begehren, da wird leicht verschwendet und auch die Treuen gewöhnen sich aus dem Vollen zu leben.“ Tragisch ist seine geheime Liebe zu Hedwig von Meran, die doch zu keinem beglückenden Ende führt. Er fühlt im entscheidenden Augenblick die Kluft, die zwischen ihm und der Geliebten steht. „Einfach bin ich in Sinn und Sitte. Wie enge und klein das Leben ist, in dem ich aufwuchs, habe ich in der Fremde völlig erkannt. Dennoch will ich die heimische Art nicht von mir abthun; redlich will ich bleiben in Liebe und Haß, die gewundenen Gedanken und die kalte List des Kaisers Friedrich kann ich nicht loben, und ich will keinen Teil daran haben. Frei gedenke ich zu leben nach meinem Gewissen, auch gegenüber seinem Willen. Und darum sage ich Dir, Diener und Werkzeug der Hohenstaufen wird der Mann nicht, welcher sich einst im Mairitt vor Dir berühmte, ein Nachkomme des alten Helden Ingram zu sein.“ „So lange das Haupt des alten Turmes dort gegen die Berge ragt, bewahre ich mir den Stolz, ein kleiner Herr zu sein und nicht ein mächtiger Diener.“ Und so paßt denn Friderun, die treue Magd, die Tochter des freien Bauern, besser zu ihm als die glänzende Herzogin. Als er — ein Verlassener — vor dem brennenden Turm steht und die Hand gen Himmel erhebend mit heller Stimme vom Leben Abschied nimmt, da eilt Friderun über den Steg zu ihm und wirft die Arme um den geliebten Mann:

„Hast Du den Willen, in den Flammen zu sterben, so will auch ich nicht leben. Darfst Du im Leben mir nicht gehören, so will ich Dein sein im Tode.“ Da ruft Ivo: „Ich will mit euch leben, Sibold.“ Und er zieht mit den deutschen Brüdern als Friderun's Gatte nach dem Osten zur Weichsel. Die Volkskraft der Deutschen strömt in vielen kleineren Wellen dahin zurück, von wo sie einst ausgegangen, und die Thüringer und Sachsen beginnen an der einstigen Stromgrenze zwischen Germanen und Slaven auf's Neue der Kampf gegen die Fremden. Sie säen deutsche Saat im Preußenland, und Ivo freut sich des Tages, wo er ein Mitbruder des deutschen Hauses geworden und aus einem thüringischen Edeln, den sie den König nannten, ein Burgmann von Thorn.

In's Preußenland und in das Jahr 1519 versetzt uns der folgende Band: „Marcus König“. Hier an der deutschen Ostgrenze, in einer deutsch-polnischen Mischbevölkerung bricht sich der Strahl der neuen Zeit bereits in einem etwas trüben Medium; aber gerade die aus solcher Brechung hervorgehenden bunten Farbenreflexe haben etwas Anziehendes für die Genremalerei. Freitag zeigt sich in diesem Band besonders als Maler von Lagerbildern und Schärmützen im Stil des Wouvermann und Frans van der Meulen. Der Kampf zwischen Deutschtum und Polentum bildet den großen geschichtlichen Hintergrund, und besonders die Szene, wo der alte König dem Hochmeister bei dessen Besuch in Thorn seine Schätze zur Verfügung stellt, wenn er ihm gelobe, zu beharren bei seinem festen Vorsatz und eher zu sterben als ein Vasall der Polen zu werden, eröffnet eine große geschichtliche Perspektive. Aber der alte König muß es erleben, daß der Hochmeister sein Wort bricht. Wohl setzte dieser seine rechte Hand zum Blande, daß er niemals der Krone Polen huldigen würde. Und dennoch trägt er, während Georg König in seinem Dienst die Schwurhand verliert, die seine heil am Arme und lebt als Vasall des polnischen Königs.

Erst Luther, der uns freilich nicht als eine quellfrische Gestalt entgegentritt, sondern mehr als ein Mosaikbild, deutet dem alten, verbitterten Greise die Wege Gottes, die anders sind als der Menschen Gedanken, und zwingt ihn durch die Erinnerung an den Richter, welcher ihn vor seinen Thron lade, zur Vergebung in letzter Stunde. „Nehmt die Hand zur Versöhnung“ — damit sinkt er zurück. Und um den Toten glänzen Himmel und Erde im goldenen Abendlichte.

Reizend sind in diesem Bande die Liebeszenen zwischen Georg und Anna, zwischen dem Schulmeistertöchterlein, das einem Heiligenbilde gleicht und von dem Georg sich zuerst nicht denken kann, daß ihr Auge

holdselig lachen und ihr Mund küssen könne, und dem wilden, aber ehrlichen, ritterlichen und warmherzigen Georg.

Das Entgegengesetzte zieht sich auch hier an, und Freytag sagt sehr fein: „Sie war ein feines und sittsames Kind und hatte einen Widerwillen gegen rohe Thaten der Männer, und doch war es ihr Schicksal, daß die Liebe in ihr aufblühte, weil ihr behender Knabe einen Anderen zur Strafe für rohe Gewaltthat mit der Faust bewältigt hatte.“ Auch für des Vaters Rettung tritt Georg ein: „Heran, ihr Schüler von Thorn, verlaßt euren Herrn Vater nicht in der Gefahr.“ Er muß dafür büßen, und die Hoffnung, die man auf ihn in Thorn gesetzt, wird zu Schanden. Die Bürger dachten, daß er eine Hoffnung der Stadt sei, daß er eine Ehre für die Stadt und ein deutscher Hauptmann für die Landschaft werden sollte. Jetzt wird er ein Gefangener, dann ein Flüchtiger und — von neuem gefangen — der Fähnrich eines Landsknechtshaufens. Aber in allem Sturm und Drang erblüht ihm sein bestes Glück: Anna wird sein Weib.

Der Weg des Geschlechtes der König aber führt aus Preußen wieder zurück zur alten Heimat. Zornig hat Marcus König die Heimat an der Weichsel verlassen, um in der Fremde zu sterben, und er schließt die Augen auf der alten Heimstätte seines Geschlechtes.

In die Zeit des 30jährigen Kriegs, in das Jahr 1647, versetzt uns die folgende Erzählung: „Der Rittmeister von Alt-Rosen.“ Die blühendsten Gaue unserer Heimat sind durch den 30jährigen Krieg verwüstet und verödet, Schwert, Hunger, Pest und Flammen hatten die Menschen und ihre Werke dahingerafft. Fluren, einst bebaut und reiche Früchte tragend, waren zu Brachland geworden, Dörfer spurlos verschwunden, manche Stadt ein Trümmerhaufe. Die Bevölkerung war in manchen Teilen um  $\frac{1}{5}$  gesunken, und fast überall mangelte das kostbarste Mittel der Kultur, das man 30 Jahre sinnlos verschwendet hatte: die Menschen selbst. Die Sittenlosigkeit andererseits war eine unbeschreibliche und zog sich durch alle Stände; das Beispiel der verwilderten und zuchtlosen Söldnerscharen hatte überall verderblich gewirkt, die Greuelszenen des Krieges das feinere Gefühl abgestumpft. Auch die Rechtspflege, schon durch die Bestimmungen der „Karolina“, der Gesetzgebung Karls V. an eine grausame Handhabung gewöhnt, verwilderte immer mehr, der Aberglaube schoß in üppige Halme, und hunderte von Scheiterhaufen wurden während der Zeit des Krieges entzündet, um Hexen zu verbrennen. Bettler und Räuber zogen haufenweise umher und beunruhigten das platte Land. So waren die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse

vor und nach dem Westfälischen Frieden — in dumpfer Betäubung lag Deutschland da, niedergetreten, der besten Kräfte beraubt. Und es blieb zugleich zersplittert. Die kaiserliche Macht war zu einem Schatten geworden, die einzelnen Fürsten erstarrt, aber in zwei und mehr Lager geteilt und nur zu häufig dem fremden Einfluß zugänglich. Aber doch — sagt D. von Leizner — war diese schreckensvolle, traurige Zeit nicht ohne jeden günstigen Einfluß geblieben.

Die tieferen Gemüter, die ihr schönes Vaterland zum Abgrund gestoßen sahen und rings um sich gar oft entsetzliche Unmenschlichkeit erlebten, die ernsteren Geister, welche mit tiefer Trauer die Sittlichkeit und das Freiheitsgefühl der Nation schwinden sahen — sie mußten sich aus dem Gewirre der Zeit in das eigene Herz, in die kleinen Kreise Gleichdenkender zurückflüchten und in der stillen Pflege idealer Bestrebungen Ersatz suchen. Keinen Ersatz konnte freilich diese Vertiefung des Empfindens in kleineren Kreisen für die Verrohung von Millionen bieten; aber sie war wie ein Versprechen für die Zukunft und ein Trost für die bittere Gegenwart.

Auf diesem Hintergrunde bewegt sich Freytags Erzählung. Wundervoll sind nun im „Rittmeister von Alt-Rosen“ die Lagerschilderungen und Lager szenen, wiewgleich sie nicht das satte Kolorit der derbzugreifenden Sittenschilderungen eines Simplizius Simplizissimus haben. Wie stimmungsvoll ist gleich das erste Bild! Um den Hügel mit einer alten Linde, deren Hälfte durch Feuer zerstört ist, lagert Kriegsvolk, und man über sieht von der Höhe die Reihen der angepflöckten Pferde, kleine Laub schirme aus schnell zusammengetragenen Baumästen, dazwischen wenige Zelte und die Feuer, um welche sich Männer und Reiterbuben bewegen. Dick und wetterschwül ist die Luft, sie drückt den Dampf der Feuer an der Erde dahin, und wenn zuweilen ein kurzer Windstoß den Rauch in Wolken emportreibt, dann verhüllt er die Reiterstandarten, welche im Boden stecken, und die Reihen der Pferde. Die Gestalten der berittenen Wachen, welche die Außenseite des Lagers umgeben, ragen undeutlich aus der mißfarbigen Wolke, und man vernimmt auf dem Hügel aus dem Dunst der Tiefe nur Geschrei der Buben, Wiehern der Rosse und gebietende Rufe. Wie ist doch hier die Stimmung der ganzen Zeit so außerordentlich treffend geschildert! Die deutsche Gesinnung dieser Regimente, die den Franzosen sich nicht haben anschließen wollen, und die nun Herzog Ernst, den Bruder des treuen und tapferen Bernhard von Weimar, dem sie bisher gedient, zum Führer wählen, wird in herzerquickender Weise geschildert. Sie helfen dem Grafen von Königsmark

schließlich Prag erobern und so den Krieg beenden. Der Rittmeister Bernhard König darf darum stolz sagen: „Die stolzen Feinde sind gedemütigt, von der Höhe der Kaiserburg sieht der Thüringer und Sachse herab auf die alte Stadt, aus welcher vor 30 Jahren die Kriegsfurie aufflog; jetzt schwingen wir siegreich die Fackel, und unsere Reiter, welche das Schicksal des Krieges lange gezaust, können als Sieger über die Moldau trotzig ihr altes Schlachtgeschrei rufen: hie Deutschland! Jetzt dürfen auch sie hoffen, sich im Frieden ihres Sieges zu freuen.“ Bernhard und Judith, die Vielverfolgten, kommen freilich erst durch den Tod zum Frieden. Wohl darf ein Bernhard sich kurz vorher rühmen: „Beschied der Himmel uns mehr Gefahr, so verlieh er uns dafür ein festes Herz und er gab uns auch ein größeres Glück. Daß wir der Not entronnen mit einander als wackere Eheleute leben, das ist ein gutes Erdenlos und wie ein Panzerhemd gegen alle Gefahr trage ich diese stolze Freude.“ Aber angesichts der Heimat, wo Judith in der Nähe des Vaterhauses das Kindheitsglück, den reinen Gottesdienst und den Frieden wiederzufinden hofft, treffen sie die tödlichen Schüsse des verräterischen Feindes. Nur ihr Kind wird gerettet. Gottschall meint, die Frauengestalten dieser Erzählung hätten etwas Mystisches, Somnambules, und der Hexenprozeß werde mit chronistenhafter Nüchternheit erzählt. Aber das ist doch eben ganz im Geiste jener Zeit. Und es liegt nur eine relative Wahrheit in der Meinung: Die Nachtseiten des Seelenlebens darzustellen sei der Muse Freytags versagt. Sie hat allerdings mehr taghelles Behagen, als traumhafte Art, aber die letztere fehlt ihr doch nicht ganz.

„Der Frei-Korporal bei Markgraf Albrecht“ führt uns in das Jahr 1721. Der Vater Bernhard Georg König erinnert in seiner Laufbahn noch etwas an die Abenteuer des 30jährigen Kriegs. Er hat Theologie studiert, ist Geistlicher eines deutschen Regimentes geworden, welches König Wilhelm von England in einem Kriege mit den Franzosen gebrauchte, dann wird er durch seine Lebensführungen zum Beirat eines kaufmännischen Geschäfts und zum Gutsherrn in der sächsischen Lausitz. Von den Abenteuern seiner Söhne Georg, Friedrich und Bernhard August handelt die Erzählung. Gottschall hat sie verächtlich „ein Bündel Anekdoten aus der Popszeit“ genannt, aber jedenfalls schildert sie den Geist dieser Popszeit vortrefflich. Kringeltanz und Pfänderpiel, Kourmachen und Liebeleien spielen reichlich hinein. Aber auch das düstere Ereignis von Thorn, das Blutbad, welches dort die Jesuiten aus Rache für einen gegen ihr Kollegium gerichteten Volksauflauf anrichteten, wirft seine Schatten in die Erzählung hinein. Als der Kandidat

Fritz König in Thorn ankommt, sieht er lange keinen ruhigen Mann, den er sich zu fragen getraut; ein Trupp polnischer Trabanten zieht dem Markte zu, wilde Gesellen mit großen Schnauzbärten, in langen Pelzröcken, die Hellebarden in der Faust. Ueber einem Gerüst von Bohlen und Brettern arbeiten Zimmerleute, kein lautes deutsches Wort wird gehört, zuweilen nur ein polnischer Zuruf der Arbeiter. Ein Bürger, der in dem alten Hause der Königs am Markte wohnt, deutet dem Kandidaten das Ereignis: „Sie kommen zur rechten Stunde, um mit anzusehen, was Ihr Kurfürst, der bei uns König von Polen heißt, den Deutschen für ein Fest bereitet. Weil der Pöbel den polnischen Studenten die Fenster des Kollegiums eingeschlagen hat, sollen morgen neun Bürger und Bürgerkinder, geköpft und gevierteilt werden und dazu unsere beiden Herrn Bürgermeister, den Polen und Pfaffen zur Satisfaktion.“ Fritz König harret bei den Sterbenden aus und hört, wie einer der Verurteilten, der im Preußischen geboren war, mitten in dem Totengebete mit heiserer Stimme murmelt: „Unser König wird uns rächen.“ Mit dieser Botschaft geht Fritz König zum Preußenkönig, und nun wird uns preußisch-protestantisches Wesen als Gegensatz zu dem sächsisch-polnischen vorgeführt. Friedrich Wilhelm I. gehört zu jenen geschichtlichen Personen, bei denen es schwer wird, wie D. von Leizner sagt, vollkommen parteilos zu urteilen, denn neben vielem Guten und Tüchtigen steht soviel Hartes und Rauhes, daß man sein aufbäumendes Gefühl in etwa zum Schweigen verurteilen muß, um für die ehrenwerten Eigenschaften nicht blind zu werden. Er war eine jähzornige, tyrannische Soldatennatur, eigensinnig und kleinlich in seinen Anschauungen, oft hart bis zur Grausamkeit. Wie er seine „Garde“ zusammenbrachte und wie er auf Kerle von sechs und noch mehr Fuß veressen war, ist bekannt. Aber andererseits wurden durch eine knappe Geldwirtschaft und bürgerliche Einfachheit am Hofe Millionen erspart. Und mit einer Zähigkeit, die Achtung fordert, stellte sich der König der Ausländerei entgegen und steuerte der Sittenverderbnis. Selbst seine Grausamkeit und Härte waren oft auf einem übertriebenen Gerechtigkeitsgefühl begründet, das von allen das Gleiche forderte, wie von der eigenen Person. Er ging einfach gekleidet, alle sollten so gehen; er war sparsam, alle sollten es sein; er arbeitete den ganzen Tag und haßte nichts so sehr als Trägheit, alle sollten seinem Beispiel folgen. Freilich, alle Grazie und geistige Frische im gesellschaftlichen Leben verschwanden, und die Musen waren aus der Mark verbannt. Aber im preußischen Staate ward in allen Ständen, die irgendwie der Regierung und der Oeffentlichkeit zu dienen hatten, ein strammes Pflichtgefühl erzeugt, ein unendlicher Segen für ein Land.

Freitag schildert uns den König wahr und getreu. Er schildert ihn aber auch als den ehrlichen Protestanten, der für seine Glaubensbrüder eintritt. Fritz König ruft dem Könige zu: „Ich stand in meinem geistlichen Amt auf dem Blutgerüst bei den armen Märtyrern, welche gerichtet wurden, weil sie Deutsche und Evangelische waren, und ich vernahm die Seufzer, mit denen sie für ihre Zugehörigen den Schutz Eurer Majestät anriefen.“ Da ruft der König: „Es ist eine gräuliche und unerhörte Geschichte, und ich habe mir alle Mühe gegeben, den Bürgermeister und die Anderen zu retten. Das Blut schreit zum Himmel. Aber der polnische König hat nicht mehr Macht als ein Dorfschulze.“ Der König verspricht, für die Witwen und Waisen der Gerichteten zu sorgen, „Sie sollen nach Preußen kommen. In meinem Lande befehle ich und die Leute gehorchen.“ „Es wird an den Jesuiten und Niepozwalums heimgesucht werden bis ins siebente Glied.“

Allerliebste geschildert ist die Szene, wie König Friedrich Wilhelm zuletzt die Lösung in die Wirren der beiden Brüder bringt und Friedrich als Feldprediger für sich behält. So kommt das Geschlecht nach Preußen, um fortan in dem Dienste dieses Staates an der Zukunft Deutschlands mitzuarbeiten.

Der folgende letzte Band: „Aus einer kleinen Stadt“ führt uns in das Jahr 1805 und in eine ansehnliche Kreisstadt im Flachland der schlesischen Oder. Wir lernen die Zustände des alten, absolutistisch regierten Preußen's in trefflichen Einzelbildern kennen, die Vorahnung eines nahen Sturzes bei den Einsichtigeren und dann den Sturz des Alten unter kläglicher Schwäche der Befehlenden und überhaupt der damals bevorrechteten Stände.

Als die freißende Revolution nach furchtbaren Kämpfen ihren echten Sohn Bonaparte geboren hatte, und dieser zuerst als Feldherr, dann als Konsul der Republik seine Laufbahn begann, fing für die Völker, Deutschland vor allem, die Zeit der Knechtung an. Wer hätte uns schützen sollen? Oesterreich und Preußen waren keine aufrichtigen Genossen, weil das Mißtrauen zwischen ihnen nicht schwinden konnte. Und so mußten jene Unglückstage kommen, an denen beide zuletzt gefesselt dem neuen Kaiser zu Füßen lagen. Jena und Auerstädt bildeten den Gipfel der Schmach. Der Held der Geschichte aus dieser traurigen Zeit ist Ernst König, Doktor und Sohn eines Kriegsrats. Seine durch viele Hindernisse und Kämpfe sich hindurch ringende Liebe zu der schönen, echt deutschen Henriette bildet den Faden, an dem sich die Ereignisse aufreihen. Der Doktor kämpft in dem kleinen Heer des Grafen Gözen,



der dem König die Festung Glatz hält. Hier weht schon der Geist einer neuen Zeit. Gassenlaufen und Stock ist verpönt, Jedermann muß als Gemeiner eintreten, jeder Würdige kann Offizier werden und die Gemeinen sollen vor Allem durch Ehrgefühl gedrillt werden. Rührend ist die Treue der gemeinen Soldaten geschildert, die zu ihrem König nach Ostpreußen sich durchschlagen wollen. Mit Recht sagt der Steuer- einnehmer von ihnen: „Alle tragen wir Schweres, aber keiner von uns allen leidet und wagt so viel, als diese armen Leute. Sie kommen aus unablässigem Elend und sie gehen freiwillig wieder hinein. Und Keiner klagte, und Alle waren dankbar. Wir lassen uns gern durch erdachte Geschichten rühren, welche in Büchern erzählt sind, aber diese freiwillige Hingabe und die wortlose Treue sind größer als alle Erfindung, und sie sind jetzt nichts Unerhörtes.“

Ergreifend ist auch das Abschiedswort des Grafen Gözen an seine Genossen: „Wir wissen und der Kaiser ahnt es auch, daß die Feindschaft zwischen ihm und uns eine tödtliche geworden ist, die nur enden wird mit der Vernichtung des Einen. Wir aber vertrauen dem gerechten Gott, daß wir die Sieger bleiben. Während die Waffen ruhen, bereiten wir uns für den neuen Kampf. Wir haben hier in Not und Enge wie Brüder mit einander gelebt, und treue Genossen bleiben wir einander, wohin uns auch das Schicksal führt. Groß wie die Niederlage unseres Vaterlandes war, soll auch die Erhebung sein, jeder Preuße, der die Waffen tragen kann, soll ein Krieger werden.“

So erwachte in diesen Tagen allerwärts der deutsche Grimm im Volke, und in Preußen zuerst begann sich nach dem Frieden von Tilsit der vaterländische Geist zu regen; eine Reihe von Staatsmännern stand auf und setzte alle Kräfte ein, um Preußens Kraft wieder aus den Fesseln zu befreien. Unter steigendem Druck, von Napoleon mit mißtrauischen Augen überwacht, bereitete sich jene tiefe Aufregung vor, die sich endlich in den Freiheitskriegen gewittergleich entlud. Gegenüber dem ernstesten Geist der Zeit, wie ein E. M. Arndt ihn am kräftigsten, in urgewaltiger Weise zum Ausdruck brachte, verschwand das Tändeln und Schwärmen früherer Zeit, selbst schwächere Geister wurden von dem mächtigen Zug der Gegenwart über sich selbst emporgehoben.

Da kam nach Zeiten tiefer Demütigung, aber auch ehrlicher Selbst- aufraffung und Buße das Jahr 1812. Schimpflich begann es. „Zu der alten Schmach kam eine neue, die größte, gräulichste. Als Bundes- genosse des höhnnenden Tyrannen mußte das preußische Volk gezwungen seine Söhne in den neuen Krieg senden. — Sobald dieser furchtbare

Zwang dem Volke deutlich wurde, da schwand auch wackeren Männern das Vertrauen zu dem Willen und der Kraft der Führer.“ Aber als Menschenrat zu Ende ist, da fängt Gottes Werk an.

„Während die Klugen und Scharfsinnigen verzweifeln wollten, hatte eine höhere Gewalt, welche das Schicksal der Menschen und der Völker mit furchtbarer Genauigkeit abwägt nach ihren Gedanken und Werken, bereits dem Tyrannen den Pfad gewiesen, auf dem er verderben sollte, unerhört, abenteuerlich, wie sein Leben gewesen war. Die Geister der Zerstörung arbeiteten geschäftig in ihm selbst. Daß er schlecht war und ein Bösewicht in Purpur, das wußten Millionen, aber während auch seine Gegner in ihm noch den starken, überlegenen Geist bewunderten, war er in der That bereits ein berückter Träumer, dem Wahngelbilde das Hirn betäubten. Einst hatten ihn phantastische Ideen seiner Jugend zu den Sanddünen der Pyramiden geführt, die grünen Fluren am Nil sollten damals eine Station werden für seinen Alexanderzug nach Osten, weit über Syrien hinaus ins unermessliche Blaue. Seitdem hatte er unter schwachen Dynastien und verrotteten Staatswesen aufgeräumt, und bei dieser Arbeit eines Totengräber Alles eingebüßt, was die Seele des Mannes festigt gegen unsinnige Einfälle. Die Menschen und Völker waren ihm geworden wie Brettsteine, die er hin- und hersetzte. Achtung vor menschlicher Tugend, vor Leben und Glück der Nationen war ihm verloren, und verloren war ihm zugleich die Fähigkeit, sich selbst zu beschränken, Zeit und Raum abzuwägen und eigene und fremde Kraft verständig zu berechnen. Und in dem verwüsteten Geist erhob sich aufs Neue der Unsinn aus seiner Lieutenantszeit, den Blick nach Osten gewandt träumte er wieder sich und sein Heer über Steppen und Ströme hinaus tausende von Meilen bis an die Fluten des Ganges und darüber ins unermessliche Leere. Mancher aus seiner Umgebung erschrak, wenn er einmal wie ein Trunkener von seinen Plänen sprach, Keiner wußte, wie sehr der Wurm in ihm bereits das Mark des Lebens zerfressen hatte. Die Klugen wußten es nicht, aber der einfältige Sinn des Volkes ahnte, daß unsichtbare Gewalten gegen ihn geschäftig waren.“

Dem Untergang von Napoleons Armee in Rußland folgt die Befreiung der unterdrückten Völker. In's Feld! heißt die Losung, und eine Sturmflut dringt gegen Frankreich an. Auch Dr. König kämpft mit, und nach acht Jahren treuer Liebe und bitteren Leides nennt er endlich die Geliebte sein Eigen. Dr. Königs Sohn Viktor ist der Held des Schlusses dieser Erzählung. Wir lernen seine Jugendzeit kennen, seine ersten Theater-Eindrücke, seine Universitätszeit. Er ist ein reich-

begabter Schüler, sein fröhliches Naturell erwirbt ihm Zuneigung der Lehrer und Mitschüler, und ein behendes Selbstvertrauen, das ihm eigen ist, vermindert nur selten seinen Fleiß, denn von dem redlichen Pflichtgefühl der Eltern ist doch viel auf ihn übergegangen. Er soll nach dem Willen des Vaters sich erwerben, was jenem nicht zu Teil wurde, freie Thätigkeit in einer Wissenschaft, und er soll die Wissenschaft wählen nach seinem Gefallen. „Dit, wenn ich ein gutes Buch las“, — sagt der Vater — „habe ich daran gedacht, daß doch der edelste Beruf des Mannes ist, für Lehre und Bildung in weiten Kreisen thätig zu sein.“ „Und als die Mutter bescheiden einwendete: „Ist solche Aufgabe nicht sehr schwer und der Erfolg ungewiß? und wie steht es dabei mit der Sicherheit des äußeren Lebens?“ — da entgegnete der Doktor hoffnungsvoll: „Er ist einfach gezogen, an geringe Bedürfnisse gewöhnt, und ich erwarte, wenn seine Kraft als Schriftsteller für hohe Leistungen nicht ausreicht, daß er verstehen wird, als gewissenhafter Lehrer seine Pflicht zu thun.“ Viktor wird Schriftsteller, Kunsttheoretiker, lernt auch die Gefahren und Irrwege der schönen Kunst kennen, und wird dann durch den Sturm des Jahres 1848 in die politische Laufbahn geworfen. „O du mein armes Preußen“ — ruft er während des Barrikadenkampfes aus. „Die Vormacht sollen wir sein für andere deutsche Stämme, und jetzt liegen wir am Boden in einem Siechtum, das uns Anderen verächtlich und den Feinden zur Beute macht.“ „Regenten und Regierten sind beide erkrankt, jeder in seiner Weise, und uns allen thut Genejung not.“ „Ich gelobe in dieser Stunde, ich thue ab von mir jede andere literarische Thätigkeit und all' mein üppiges Schwelgen im Land der Träume. Ich will eine Antwort suchen auf die Frage: „Wie uns und unser geliebtes Preußen retten?“ Und so wird er Zeitungsschreiber. Auf der Koburg aber, auf dem Hof der alten Beste, wird dann den Königs die Geschichte ihres Geschlechts durch ein altes Familienregister kund, welches bis auf Georg König, den Kaufherrn zu Luthers Zeit, zurückführt. Und Viktor spricht: „Vielleicht wirken die Thaten und Leiden der Vorfahren noch in ganz anderer Weise auf unsere Gedanken und Werke ein, als wir Lebenden begreifen. Aber es ist eine weise Fügung der Weltordnung, daß wir nicht wissen, wie weit wir selbst das Leben vergangener Menschen fortsetzen, und daß wir nur zuweilen erstaunt merken, wie wir in unsern Kindern weiter leben. — Keiner meiner Vorfahren sah wie wir von dieser Höhe herab in die Landschaft eines großen deutschen Volkes, welches über der Arbeit ist, das Haus seines Staates zu zimmeru. Was wir uns selbst gewinnen an Freude und Leid durch eigenes Wagen und

eigene Werke, das ist doch immer der beste Inhalt unseres Lebens, ihn schafft sich jeder Lebende neu. Und je länger das Leben einer Nation in den Jahrhunderten läuft, um so geringer wird die zwingende Macht, welche durch die Thaten der Ahnen auf das Schicksal der Enkel ausgeübt wird, desto stärker aber die Einwirkung des ganzen Volkes auf den Einzelnen und größer die Freiheit, mit welcher der Mann sich selbst Glück und Unglück zu bereiten vermag."

Bis an das Jahr 1870 ist Freitag leider nicht herangekommen. Und an die unmittelbare Gegenwart hat er sich erst recht nicht herangewagt. Wir leben ja in den Dämmerungen einer neuen Zeit. Nicht unmöglich ist's, darin stimme ich D. von Leigner zu, daß sich der innerlich überwundene und auf den Höhen der Geisteswelt, sowie in den edelsten Reihen der deutschen Jugend zurücktretende und absterbende Materialismus mit der rohen Kraft und den unklaren Hoffnungen der handarbeitenden Klassen verbindet und daß der entfesselte Wahnsinn, den die Besitzenden, Mächtigen und Gebildeten durch die Verleugnung des christlichen Geistes wider Willen großgezogen haben, für einige Zeit zur Herrschaft gelangt.

*Supra*  
*malp* Der berühmte Rechtslehrer, Professor Sohm, hat gesagt: „Was in den Büchern der Gebildeten und Gelehrten geschrieben ist, das und nichts anderes ist es, was man jetzt auf den Gassen predigt. Mitten unter uns ist der Unglaube groß geworden, welcher die Revolution des 19. Jahrhunderts schürt. Die Bildung des 19. Jahrhunderts, sie ist es, welche sich selbst den Untergang predigt. Wie die Bildung des 18., so trägt die Bildung des 19. Jahrhunderts die Revolution unter ihrem Herzen. Wenn sie gebären wird, so wird das Kind, welches sie mit ihrem Blute genährt hat, seine eigene Mutter umbringen.“ Aber dennoch, wenn wir hoffen, daß Gott in seinem ewigen Rat unser deutsches Volk noch nicht aufgegeben habe, so hoffen wir eben damit, daß eine neue Zeit des echten und wahren Idealismus in unserem Volke kommen werde, eines Idealismus, der nicht in den Wolken schwebt, sondern ein Riese ist, fest auf der Erde stehend, aber im Auge den Widerschein einer höheren, himmlischen Welt tragend. Das walte Gott!

*Revo!*



20

# Sammlung

## theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen.

---

### I. Serie.

- Hest 1: Jesus Christus das Wunder der Weltgeschichte. Von Lic. Weber, Pfarrer. Einzelpreis 30 Pfennige.
- Hest 2: Der Erfolg der Predigt. Ein Mahnwort an die Prediger des Evangeliums. Von Dr. theol. Ludwig Lemme, ord. Professor der Theologie zu Bonn. Einzelpreis 40 Pfennige.
- Hest 3: Äußere und innere Mission, ihr Verhältnis zu einander und ihre Bedeutung für die evangelische Kirche. Von Otto Herdiederhoff, Pfarrer. Einzelpreis 30 Pfennige.
- Hest 4: Das Beispiel der höheren Stände in seiner Bedeutung für das ganze Volksleben. Von Guido Waechter, Diakon. Einzelpreis 30 Pfennige.
- Hest 5: Wer ist geschickt zum Reiche Gottes? Von H. Becke, Prediger an St. Nicolai in Anklam. — Ueber die Bestimmung des deutschen Volkes für das Christentum und die Einwirkung desselben auf den deutschen Volkscharakter. Von A. Ch. C. Heller, Pfarrer an St. Petri Nicolai in Dortmund. Einzelpreis 40 Pfennige.
- Hest 6 und 7: Die sozialen Notstände auf dem flachen Lande und die innere Mission. Von Fr. Arndt, Pfarrer. Einzelpreis 50 Pfennige.
- Hest 8: Normen für die Seelsorge aus Johannes 4, 1—42. Gnadauer Konferenz-Vortrag von F. Pfau, Pastor. Einzelpreis 40 Pfennige.
- Hest 9: Was kann der Pfarrer für Besserung des äußeren Wohlbestehens namentlich in Bezug auf Wohnungs-, Gesundheits- und Familienverhältnisse der arbeitenden Klassen thun? Konferenz-Vortrag von Pfarrer H. Schöner in Dottenheim (Mittelfranken.) Einzelpreis 40 Pfennige.
- Hest 10: Die soziale Frage im Zeitalter der Reformation. Von Julius Berner, Pfarrer in Hohenthurm bei Halle. Einzelpreis 30 Pfennige.
- Hest 11: Die Aufgaben, welche die Arbeiterbewegung in ihrem gegenwärtigen Stadium der Kirche stellt. Vortrag von Pfarrer Lic. Weber. Einzelpreis 40 Pfg.
- Hest 12: Die Kasualrede in ihrer sozialen Bedeutung. Von Christian Heinrich Schöner, Pfarrer zu Dottenheim (Bayern.) Einzelpreis 40 Pfennige.

### II. Serie.

- Hest 1/3: Reich und Arm im Lichte des neuen Testaments. Eine zeitgemäße Betrachtung von Fr. Arndt, Pfarrer zu Bolmarstein in Westfalen. Einzelpreis 60 Pfennige.
- Hest 4/6: Der Sozialismus, seine Helfershelfer und seine Bekämpfung. Vortrag, gehalten in der Lenne-Pastoral-Konferenz von C. Fliegen Schmidt, Pastor in Berdohl, (Westfalen.) Einzelpreis 60 Pfennige.
- Hest 7: Welche Aufgaben stellt der inneren Mission die Eigentümlichkeit der gegenwärtigen Zeitlage? Vortrag von Superintendent a. D. Braun, gehalten auf der Greifswalder Konferenz für innere Mission. Einzelpreis 30 Pfg.
- Hest 8: Die evangelische Askese. Vortrag, gehalten auf der Konferenz der evangelischen Diaspora-Geistlichen der Provinz Westfalen zu Paderborn, am 20. Juni 1889, von Pfarrer Hermann Josephson. Einzelpreis 30 Pfennige.
- Hest 9: Der evangelische Geistliche und die volkswirtschaftlichen Fragen. (Auch eine Entgegnung gegen „Beyschlag: Die evangelische Kirche als Bundesgenossin wider die Sozialdemokratie.“) Von Pastor Zollmann in Apendorf bei Magdeburg. Einzelpreis 30 Pfg.
- Hest 10: Die Aufgaben der inneren Mission zur Hebung des Wohles der Arbeiter und Arbeiterfrauen. Vortrag von Pfarrer Lic. Weber, M.-Gladbach. Einzelpreis 30 Pfennige.
- Hest 11: Die Volkstümlichkeit der evangelischen Kirche. Vortrag von H. Liedner, Pfarrer in Kaiserswerth. Einzelpreis 30 Pfennige.
- Hest 12: Ein Weihnachtsbesuch bei einem sozialdemokratischen Redakteur. Von Friedrich Niebergall, Pfarrvikar in Ohligs (Rheinprovinz.) Einzelpreis 30 Pfennige.

Verlag von S. G. Wallmann, Leipzig.

X

950

Op. var. 950

Broschüren-  
und  
Collectaneen-  
Sammlung.  
A. Jädicke.

